

Hamburſcher Abendblatt



DER WIRTSCHAFTSHISTORIKER WERNER ABELSHAUSER SIEHT DEUTSCHLANDS WIRTSCHAFT NICHT IN GEFAHR

„Wir sollten sogar dafür beten, dass China Erfolg hat“

Wie tickt Deutschlands Wirtschaft? Irene Jung sprach mit dem Wirtschaftshistoriker Werner Abelschauser über produktive Cluster, intelligente Autos und typisch deutsche Angstdebatten.

Abendblatt: Wenn ein Amerikaner oder Chinese Sie nach den Basics der deutschen Wirtschaft fragt, was würden Sie sagen?

Prof. Werner Abelschauser: Typisch für die deutsche Wirtschaft ist beispielsweise die regionale Verbundwirtschaft. Das sind Cluster meist mittelständischer Unternehmen, die eng zusammenwirken, um für den Weltmarkt zu produzieren. Sie sind gegenseitig Zulieferer, Problemlöser und tauschen gegenseitig Innovationen und technologisches Know-how aus. Solche traditionellen Cluster gibt es etwa in Sachsen; oder im Rhein-Main-Gebiet für Chemie und Finanzdienstleistungen, München für Elektro- und Wehrtechnik. Oder in Nordwürttemberg. Da war die Firma Bosch schon 1906 in über hundert Ländern präsent.

Diese typisch deutsche Organisationsform der Wirtschaft gibt es schon seit mehr als 100 Jahren, und sie ist heute ein wichtiger Vorteil für unsere Wettbewerbs- und Innovationsfähigkeit.

Abendblatt: Warum?

Abelschauser: Innovationen breiten sich im Cluster sehr schnell aus. Denn jede der beteiligten Firmen hat ein Interesse daran, dass auch die anderen vom gleichen Technologiestandard profitieren. Daher sind die Unternehmen dieser Cluster in der Weltwirtschaft ausgesprochen wettbewerbsfähig. Sie sind eine wichtige Voraussetzung für die Fähigkeit der deutschen Wirtschaft zur „nachindustriellen Maßschneiderei“. Die Vereinten Nationen unterscheiden im Welt-

markt rund 750 Teilmärkte, und in 300 davon liegt die deutsche Exportindustrie mit an der Spitze.

Abendblatt: Aber ständig ertönt in Deutschland der Schreckensschrei: In zehn Jahren sind Länder wie China und Indien auch so weit wie wir.

Abelschauser: Das halte ich für völlig ausgeschlossen. Deutschland ist nämlich spezialisiert auf „nachindustrielle Maßschneiderei“, mit wissenschaftlich fundierter Qualität; wir bieten auf dem Weltmarkt keine standardisierten Massenprodukte an, sondern auf den Bedarf der Kunden genau zugeschnittene Spezialanfertigungen. Das setzt aber einiges voraus: zum Beispiel



Der Wirtschaftshistoriker Prof. Werner Abelschauser lehrt seit 1991 Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Bielefeld.
FOTO IPON

eine erstklassige Wissenschafts-Infrastruktur. Wir haben viele Universitäten und Fachhochschulen, wir haben in der Grundlagenforschung etwa die Max-Planck-Institute; in der anwendungsorientierten Forschung etwa die Fraunhofer Gesellschaft oder die vielen Einrichtungen der Leibniz-Gesellschaft. Auch die Cluster gehören dazu. All diese Voraussetzungen können andere Länder nicht so schnell kopieren.

Abendblatt: Aber wir können einen Vorsprung auch verlieren.

Abelschauser: Natürlich. Aber dieselbe Angstdebatte über das Aufholen der anderen gab es schon um 1890. Da hieß es in Deutschland, wir würden gegenüber den „Bauernländern“, insbesondere China und Indien, verlieren, wenn die ihre gewaltigen Menschenmassen für die Industrieproduktion mobilisieren. Daraus ist bisher nichts geworden. Wir sollten sogar dafür beten, dass die Chinesen Erfolg haben, denn dann hätten wir einen riesigen Markt für unsere Produkte. Wir leben ja vom Export hochwertiger Produkte an Länder gleichen Standards und nicht vom Handel mit Entwicklungsländern.

Abendblatt: Wie dienstleistungskompetent ist denn Deutschland?

Abelschauser: Deutschland hatte noch nie eine ausgeprägte Dienstleistungswirtschaft, der Anteil des tertiären Sektors an der Gesamtwirtschaft war hier immer viel niedriger als etwa in England. Der Grund ist, dass bei uns die Dienstleistungen in den Verwissenschaftlichungsprozess der Neuen Industrien integriert sind. Ein Sportwagen, eine Maschine oder eine Anlage hat heute nur noch 7 bis 8 Prozent materiellen Wert: Blech, Stoff, Kunststoffteile. Der Rest sind immaterielle Inputs, Intelligenz auf Chips, spezialisierte, wissenschaftlich entwickelte Dienstleistungen von Konstrukteuren, Designern, Informatikern oder Sicherheitsingenieuren. Solche immateriellen Inputs machen inzwischen rund 90 Prozent der Wertschöpfung der Produkte aus, die Deutschland auf dem Weltmarkt verkauft. Da sind wir sehr stark.

Die USA hingegen haben sich in ihrem Ausbildungssystem immer auf die Spitze, die Eliten konzentriert und nicht auf die Breite. Sie haben ein industrielles Design entwickelt, das es ihnen ermöglicht, unqualifizierte Arbeitskräfte zu nutzen – heute zum Beispiel

standardisierte Hotels, Restaurantketten, Franchising. Fachkräfte sind da nicht erforderlich.

In Deutschland hat es standardisierte Massengüterproduktion nur eine Zeit lang, etwa zwischen 1950 und 1970 gegeben. Dafür mussten wir eigens ungelernete „Gastarbeiter“ ins Land holen.

***Abendblatt:** Wirtschaftlich fällt der deutsche Osten weit zurück. Richard Floridas „kreative Klasse“ geht da nicht hin. Was kann man verbessern?*

Abelshäuser: Die universitäre Infrastruktur ist ja schon gut ausgebaut worden. Das Problem ist, dass in der ehemaligen DDR über 40, 50 Jahre der „Unternehmer“ aus dem Wirtschaftsprozess verjagt wurde. Ein Unternehmer muss kreativ sein: Er setzt Informationen so zusammen, dass er neue, innovative Lösungen findet, er muss in der Lage sein, Entscheidungen auch in Unsicherheit zu treffen. Diese Mentalität hat man in der DDR gebrochen. Jetzt ist es schwer, solche Leute wieder heimisch zu machen. Das wird lange dauern.

***Abendblatt:** Manche Wirtschaftsinstitute behaupten, die Deutschen insgesamt dächten noch zu wenig risikofreudig, zu wenig unternehmerisch.*

Abelshäuser: Dafür sehe ich keine Anhaltspunkte. Notwendig wäre, dass sich die Menschen wieder darauf besinnen, dass eine gute Ausbildung im Leben entscheidend ist, dass eine hohe Qualifikation sogar wert ist, dass man Studiengebühren investiert.